

Waltraud Luschny

## Leben am Rhein

### Europäisierung im Alltag am Beispiel Strasbourg / Kehl

Zwei Länder, zwei Städte, ein Fluß. Das französische Strasbourg und das deutsche Kehl, im Alltag miteinander verbunden über den die Grenzen verschwimmen lassenden Rhein? Jahrzehnte lang war dies nichts als eine Vision. Sprach-, Kultur- und Verwaltungsgrenzen schienen unüberwindlich, solange Grenzpolizisten, Zoll und unterschiedliche Währungen jeden Gang über die Rheinbrücke zur mühsamen Auslandsreise machten. Erst durch das Schengener Abkommen, die gemeinsame Währung Euro und durch politisch gewollte deutsch-französische Kooperationen wie beim Fernsehsender ARTE oder der gemeinsamen Landesgartenschau *Jardin des deux rives* sind die Voraussetzungen für erste Schritte zur ›Europäisierung im Alltag‹ geschaffen worden.

Waltraud Luschny, die als leitende Redakteurin von ARTE in der deutsch-französischen Grenzregion lebt und arbeitet, zeigt anhand konkreter Beispiele den Prozess der langsamen Annäherung zwischen Deutschen und Franzosen im Alltag auf, und versucht dabei Vergleichbarkeiten mit der Situation in Görlitz/Zgorzelec an der Neiße herauszuarbeiten. Der folgende Aufsatz *Leben am Rhein* geht dabei von persönlichen Erfahrungen der Autorin aus und wird ergänzt durch Erlebnisse und Einschätzungen anderer in Kehl oder Strasbourg lebender Personen. Die dabei deutlich werdenden Impulse bei der Europäisierung im Alltag (politischer, institutioneller und gesellschaftlicher Art) werden im Resümee zusammengefasst.

Ich bin ein Kind des Westens. Geboren in Düsseldorf am Rhein, und seit meiner Jugend, zunächst familien-, dann berufsbedingt, immer wieder umgezogen. Von 1987 bis 1990 habe ich in Baden-Baden gelebt. Zum ersten Mal so nahe an einer Grenze: an der deutsch-französischen. Und es war von großem Reiz, diese Grenze von Zeit zu Zeit zu passieren. Um in einem der kleinen Elsass-Dörfer die französische Küche zu genießen, oder im nahe gelegenen Strasbourg einen Einkaufsbummel zu machen. In jedem Fall waren es Reisen ins Ausland.

Deutschland endete in Kehl am Rhein. Der Grenzübergang befand sich unmittelbar hinter der Rheinbrücke, auf französischem Boden bereits. Die Schadstoffwerte in der Kehler Luft waren damals deutlich höher als in vielen anderen Teilen des Bundesgebietes. Das lag zum einen an der Strassbourger Müllverbrennungsanlage, die ihre schlecht gefilterten Schornstei-

ne auf die Kehler Seite hin ausgerichtet hatte. Es lag aber auch an den Autoschlängen, die sich täglich vor dem Grenzübergang bildeten.

Das andere Ufer zum Greifen nahe, doch wenn man hin wollte, bedeutete das zuerst in der Schlange stehen, dann die Ausweise zücken, eventuell seitlich zu einer Stichprobe des Zolls, und nach 100 Metern schon wieder anhalten, bei der ersten Wechselstube, DM in Franc wechseln. Ein Hauch von Abenteuer immer dabei.

Barbara Dupuis, die Fachbereichsleiterin für Französisch am Einstein-Gymnasium in Kehl, erinnert sich, wie ihrem aus Frankreich stammenden Mann, der immer mit dem Rad nach Strasbourg zum Einkaufen fuhr, nahezu täglich von den Zöllnern die Satteltaschen durchsucht wurden – um die Weinflaschen zu zählen, die er zum Abendessen mit nach Kehl nahm. »Wenn man schmuggeln wollte, ging man möglichst dann über die Grenze, wenn Fussballspiele im Fernsehen übertragen wurden«, erzählt Karl Rackette, der in Kehl lebende Patentanwalt, der sich seit Jahrzehnten für Verwaltungsvereinfachungen im deutsch-französischen Grenzraum engagiert. Fernsehgeräte standen auch damals schon in den Wachstuben der Zöllner und Grenzpolizisten.

1990 verließ ich die badische Region, um nach elf Jahren im Hessischen und im Norden Niedersachsens, zu Beginn des Jahres 2001 wegen meines Engagements bei ARTE in Strasbourg an die deutsch-französische Grenze zurückzukehren. Und ich staunte nicht schlecht, was sich dort zwischenzeitlich verändert hatte: Deutschland endete zwar immer noch in Kehl am Rhein, doch die Autoschlängen vor der Rheinbrücke hatten sich weitgehend aufgelöst. Die Schlagbäume waren dank Schengen dauerhaft hochgestellt, und nur noch vereinzelte Zöllner waren hinter den Scheiben der Zollbüros auszumachen. Kein PassZücken mehr, nur die Geschwindigkeit am früheren Kontrollpunkt noch ein wenig drosseln – und schon war man durchgerauscht. Allein der Stopp an der Wechselstube war noch empfehlenswert, denn wer aus Bequemlichkeitsgründen im Restaurant mit DM bezahlte, zahlte natürlich drauf.

Für mich, als jetzt in Frankreich lebende Deutsche, war es fantastisch, nun ohne jeden Aufwand, zum Beispiel in der Mittagspause, mal gerade eben nach Kehl fahren zu können, wie in einen anderen Stadtteil, und dabei in ein anderes Land. Um deutsche Produkte einzukaufen, die ich nicht missen wollte, oder weil ich lieber zu einem deutschen Arzt gehen

wollte, mit dem die Verständigung im Zweifel dann doch einfacher war als mit einem französischen ›médecin‹. Kehl lernte ich dabei kennen als völlig unspektakuläre, um nicht zu sagen sterbenslangweilige, ruhige deutsche Kleinstadt, in die sich – trotz der geographischen Nähe und der jetzt offenen Grenze – kaum ein Franzose verirrte.

Doch Letzteres änderte sich schlagartig ein Jahr später: 2002, denn jetzt war der Euro da. Endlich musste man nicht mehr von DM in Franc umrechnen, sondern konnte im direkten Eurovergleich feststellen, daß der Liter Milch im Kehler Supermarkt ein Drittel weniger kostete als im Strاسبourger ›Supermarché‹. Und dies sei nur ein Beispiel: Ingesamt ist das Preisniveau in Deutschland deutlich niedriger als in Frankreich. Die kurze Fahrt über die Rheinbrücke zahlt sich in Heller und Pfennig aus. Wie ein Lauffeuer sprach sich das bei den Franzosen herum, und bald entdeckten sie auch, daß in den badischen Restaurants nicht nur vergleichbar gut gekocht wird wie in den elsässischen ›Winstuben‹, sondern daß man auf der deutschen Seite zum gleichen Preis auch noch Oma und Opa mitbringen und verköstigen kann, was dem französischen Familiensinn sehr entgegenkommt. Kurzum: Seit Einführung des Euro ist die Kehler Innenstadt deutlich voller als früher, und die Hälfte der Flaneure spricht französisch. Das kann natürlich nicht ohne Folgen auf der Angebotsseite bleiben: Die Produktpalette in den Läden scheint mir ausgeweitet zu sein. Das schicke, etwas extravagante Teil findet man inzwischen auch immer schon mal in Kehl und nicht mehr, wie früher, nur in Strاسبourg. Die ästhetisch oft anspruchsvolleren französischen Kunden scheinen dazu zu ermutigen, und die deutschen Kunden profitieren mit. Und selbst an den Kassen der schlichtesten Drogerieketten beherrschen jetzt die meist ungelerten Kräfte den für ihre Arbeit notwendigen Grundwortschatz Französisch. (»Un sachet, 20 centimes« – diese Erläuterung ist notwendig, denn in Frankreich gibt's Plastiktüten immer noch kostenlos.)

»Kehl hat sich unglaublich gemacht,« findet denn auch Barbara Dupuis, die Französischlehrerin, die seit 1982 in der Grenzstadt lebt. »Früher war es eine Durchgangsstadt nach Frankreich, nur hässlich, mit einem Sexshop am anderen, inzwischen hat es allerhand Verschönerungen und Begrünungen gegeben und so wird es langsam als Stadt erkennbar.«

Als Stadt, in die sich die Franzosen von der anderen Rheinseite jetzt sogar für die Immobilien interessieren, denn natürlich sind auch die hier

viel günstiger als in Strasbourg. Als Franzose in Deutschland ein Haus kaufen und umgekehrt, als Deutscher in Frankreich – da entsteht Beratungsbedarf. Und den deckt die ›Informations- und Beratungsstelle für grenzüberschreitende Fragen‹ (INFOBEST) in Kehl. Hier leben, wo das Haus schön und günstig ist, auf der anderen Rheinseite arbeiten, wo der Job attraktiver und der Steuersatz günstiger ist – geht das überhaupt? Ist das Europa im Alltag? Und in welchem Land melde ich dann das Auto an, und in welchem bin ich krankenversichert? Mit Fragen dieser Art wird INFOBEST überhäuft. Viel aufschlussreicher für mich allerdings war es, im Gespräch mit dem Leiter Dr. Michael Janssen zu erfahren, für welche Themen und Angebote sich die Grenzraumbewohner weniger interessieren. Es sind Themen die in Sonntags- und Politikerreden gerne verwendet werden. Die von Nachbarschaft, Freundschaft und vom persönlichen Interesse der Menschen unterschiedlicher Völker aneinander handeln. Denen wir am Sonntag alle zustimmen, um uns am Montag dann doch wieder nur mit den Freunden aus dem eigenen Land, aus der direkten Nachbarschaft zu verabreden. So hat die Beratungsstelle INFOBEST im Rahmen der Interreg-Förderung Gelder eingeworben für ein Programm mit Namen ›Begegnungen am Oberrhein‹. Kultur- und Sportveranstaltungen, die Deutsche und Franzosen gemeinsam auf die Beine stellen, sollen damit ermöglicht werden. Daß dieses Programm nach zögerlichem Anfang langsam angenommen wird, erklärt Dr. Michael Janssen so: »Wir stellen Geld zur Verfügung. Das ist ein Mittel, mit dem man locken kann. Da wo kein Geld im Spiel ist, passiert hingegen fast nichts.«

So wird die ›Nachbarschaftsbörse‹, die INFOBEST auf seiner Homepage eingerichtet hat, kaum angenommen. Die Idee war, daß zum Beispiel Vereine in Deutschland Kontakte zu Vereinen in Frankreich suchen, die sich mit ähnlichen Themen wie sie selbst beschäftigen. Nachbarschaftspflege allein um der Nachbarschaft willen – das funktioniert offenbar so nicht. Eine Feststellung, der auch Edgar Bassler zustimmen würde. Bassler lebt seit 1987, und damit seit fast zwei Jahrzehnten, in Kehl, und seit 1992 ist er Redaktionsleiter der *Kehler Zeitung*. Als Kind aus dem Marckgräflerland, einem Dreiländereck, in dem Deutschland an Frankreich wie an die Schweiz stößt, ist er mit Grenzsituationen schon aufgewachsen.

Bezüglich der Beziehungen zwischen den Menschen in Kehl und in Strasbourg konstatiert er nüchtern: »Die Übergänge nach Frankreich nimmt man kaum noch wahr. Doch diese Durchlässigkeit bedeutet nicht,

daß die Menschen im selben Maße offener geworden sind. Die Wahrnehmung des Anderen über die Konsumschiene hinaus ist sehr mühsam.« Jahrzehntelang, so Bassler, hätten sich die beiden Städte die Rücken zugewandt, solange, bis sie entdeckt hätten, daß es ein Problem gibt, das beide in gleicher Weise betrifft, und das sie nur miteinander lösen können: Die verschmutzte Luft, die keine Grenzen kennt.

Kehl litt in den 80er Jahren bereits enorm unter den Emissionen von zwei Strasbourger Müllverbrennungsanlagen und von Fabriken, die große Mengen von Problemstoffen verarbeiteten. Und in dieser Situation schlug das Land Baden-Württemberg 1987 die Stadt Kehl auch noch als Standort für eine deutsche Giftmüllverbrennungsanlage vor. Einer der vom Land genannten Gründe für diese Ortswahl: Stadt und Umland seien dünn besiedelt. Das Einzugsgebiet von Kehl betreffe ja nicht mehr als 50.000 Menschen. Auf deutscher Rheinseite mag das stimmen. Aber wie borniert muss man sein, um die 450.000 anderen Betroffenen, nämlich die, die im Stadtgebiet von Strasbourg und den angeschlossenen elsässischen Kommunen leben, einfach zu übersehen? »Das Umweltproblem war der Auslöser zu den ersten wirklichen Annäherungen auf kommunaler Ebene,« sagt Edgar Bassler. »Weil man gesehen hat, daß man nur zusammen in dieser Sache weiterkommt. Damit begannen die Kontakte der Gremien untereinander, die Gemeinderäte haben zusammen getagt. Es gab Kolumnen von Strasbourgern in der Kehler Zeitung. Das war wirklich ein Meilenstein.« Tatsächlich bekam Kehl keine Giftmüllverbrennungsanlage, und die Strasbourger Dreckschleudern wurden teilweise umgerüstet. Heute ist die Luft im Raum Kehl/Strasbourg zwar immer noch nicht gut, aber doch deutlich besser als noch vor einigen Jahren. Die Beziehungen zwischen den beiden Städten sind heute institutionalisiert. Auf Strasbourger Seite ist Pascal Mangin, einer der stellvertretenden Bürgermeister, zuständig für die deutsch-französische Zusammenarbeit. Was aber hat eine vitale Großstadt wie Strasbourg konkret von dieser Zusammenarbeit? Mangin muss nicht lange nachdenken: »20 % der Abonnenten der Strasbourger Oper kommen aus Deutschland. 20 % der Passagiere, die den Strasbourger Flughafen nutzen, ebenfalls. Mit Strasbourg, den angegliederten elsässischen Gemeinden, und den Deutschen auf der anderen Rheinseite dazu, haben wir insgesamt eine halbe Million potentielle Kunden für die kulturelle Infrastruktur, die Strasbourg zur Verfügung stellt.«

So pragmatisch denken heute Viele an dieser Grenze, an der sich vor 60 Jahren noch Deutsche und Franzosen als Erbfeinde gegenüberstanden. Die Jungen natürlich vor allem. Pascal Mangin ist mit 35 Jahren einer von ihnen. Für ihn ist die Zusammengehörigkeit von Kehl und Strasbourg eine logische Konsequenz aus der Geographie. Sein Beispiel: Wenn das Strasbourger Petroleumwerk in die Luft geht, habe der Präfekt von Strasbourg umgehend die Befehlsgewalt bezüglich der Katastrophenschutzmaßnahmen auch in allen elsässischen Gemeinden, die zur ›Communauté urbaine de Strasbourg‹ gehören, und teilweise weit von Strasbourg weg liegen. Nur im viel näher gelegenen Kehl – da dürfe er nicht eingreifen.

Das zeige doch, so Mangin, daß Kehl besser zu Strasbourg dazu gehören sollte, wie ein Stadtteil. Daß dies in 20 Jahren so sein wird, kann er sich vorstellen. Um solch kühne Phantasien zu entwickeln, braucht der Kommunalpolitiker keine Vision vom großen Europa. »Diese Europa-Idee war sicher wichtig für die Älteren,« sagt er. Mangin selbst setzt in seiner praktischen Politik mehr auf ›Les petites Europes‹. Die kleinen Europas, die sich um die durchlässig gewordenen Grenzen herum entwickeln.

Ein Modell, das sich auch in den Konzepten von sogenannten Eurodistrikten wiederfindet. In Kehl und Strasbourg setzt sich der Patentanwalt Karl Rackette seit vielen Jahren dafür ein. Konkret geht es dabei um den Abbau von Hindernissen, die den Alltag der Menschen im Grenzgebiet erschweren. Bis jetzt etwa ist jedes Telefongespräch zwischen Kehl und Strasbourg ein Auslandsgespräch – wäre ein gemeinsames Telefonnetz nicht viel sinnvoller? Banküberweisungen zwischen beiden Städten werden mit Auslandsgebühren belegt. Chipkarten der Krankenkassen gelten nur auf jeweils einer Seite des Rheins – alles Ärgernisse, die den Austausch zwischen Deutschen und Franzosen nicht gerade fördern.

Weiter schwebt Rackette die Zusammenlegung von Verwaltungsbereichen vor. Ein gemeinsames KFZ-Zeichen mit gemeinsamen Anmeldestellen beispielsweise für beide Städte. Damit, wer von Kehl nach Strasbourg zieht, und umgekehrt, sein Auto nicht umständlich erst ins Ausland einführen muss. Ideen von eigenen europäischen Verwaltungseinheiten, die anlässlich von Europa-Gedenk- und -Feiertagen von Politikern gern in Aussicht gestellt werden. Allein, Karl Rackette sieht die Realisierungs-Aussichten zunehmend skeptisch: »Die Politiker in den betroffenen Städten bekennen sich dazu, weil das Stimmen bringt,« sagt er. »Doch wenn es um

die konkrete Umsetzung geht, ist das mit Souveränitätsverlusten für sie verbunden, und dazu ist keiner bereit.«

Was Zusammenarbeit ohne Aufgabe von Souveränitätsansprüchen bedeutet, zeigt sich anschaulich am Beispiel der Zusammenarbeit der Polizeien von Kehl und Strasbourg. Seit zwei Jahren gehen Polizisten aus Kehl und vom Revier Strasbourg-Neudorf einmal im Monat gemeinsam auf Streife. Polizeiliche Rechte haben die Gendarme aus dem jeweils anderen Land dabei keine. Sie dürfen ihren Kollegen, die sie auf der anderen Rheinseite begleiten, lediglich bei der Arbeit zuschauen. Wenn also beispielsweise Hauptkommissar Markus Braun vom Polizeirevier Kehl bei so einer gemeinsamen Streife den Landendieb, der ihm am Vortag in Kehl entwischt ist, im Straßencafé vor der Strasbourger Kathedrale sitzen und den Erlös seines Bruchs verjubeln sieht, darf er nicht zugreifen. Und auf französischer Seite liegt nichts vor, was den Strasbourger Polizisten das Recht gäbe, den Mann stellvertretend zu verhaften. Wozu das Ganze also dann, fragt man sich? »Bei uns in Kehl haben die gemeinsamen Streifen eine nicht zu unterschätzende optische Wirkung« findet Markus Braun, der diese Kooperation wie einen Bürgerservice sieht. Die bloße gelegentliche Gegenwart französischer Polizisten in der Kehler Innenstadt vermittelt also offenbar den Eindruck, daß dies kein rechtsfreier Raum für französische Gauner ist und erhöht das Sicherheitsgefühl der Bürger. Der Bürger wohlgerne. Ob sich tatsächlich französische Diebe, die gezielt in Kehl stehlen wollen, weil der Fluchtweg über die Rheinbrücke kurz und berechenbar ist, von ihrem Vorhaben abhalten lassen, weil deutsche Polizisten von französischen begleitet werden, ist eine ganz andere Frage. Sind solche Kooperationen also kaum mehr als wirkungsvolle PR-Aktionen? So kann man das sehen. Man kann es aber auch anders sehen. Kooperationen wie diese führen vielleicht nicht zu einer spürbaren Eindämmung der Kriminalität im Grenzraum. Aber sie bringen die daran beteiligten Menschen, in diesem Fall die Polizisten, zusammen. Das, was Nachbarschaftsbörsen und andere, auf privates Engagement setzende Initiativen nicht so leicht erreichen. Durch die gemeinsame Arbeit werden gesellschaftliche und kulturelle Unterschiede direkt erfahrbar, und es muss damit umgegangen werden. So staunen deutsche Polizisten nach ihrer Streifenbegleitung in Strasbourg, daß französische Kollegen ihre Arbeit überhaupt machen können, bei den – im Vergleich zur deutschen Situa-

tion – sehr eingeschränkten Rechten, die Polizisten dort gegenüber Bürgern haben. Bei einer Kontrolle einfach mal den Kofferraum öffnen lassen? In Strasbourg braucht die Streife eine staatsanwaltschaftliche Anordnung dazu. »Wir haben viel mehr Rechte hier,« findet Markus Braun jetzt. »Die Franzosen brauchen für alles den Staatsanwalt.« Und was fällt den französischen Polizisten bei der Streife mit den Deutschen auf? Daß im Land des *Hauptmann von Köpenick* die uniformierte Polizei keinen gesellschaftsübergreifenden Respekt mehr genießt. Trotz aller weitergehenden Rechte. »So wie wir hier mitunter angepöbelt werden,« sagt Braun, »das kennen die nicht.«

Erfahrungen, wie sie die Kehler und Strasbourger Polizisten einmal im Monat miteinander machen, machen wir beim deutsch-französischen Fernsehsender ARTE in Strasbourg täglich. Besetzt zur Hälfte mit Franzosen, zur Hälfte mit Deutschen, und das nicht in getrennten Abteilungen sondern quer durch alle Abteilungen, setzen wir uns jeden Tag mit den unterschiedlichen kulturellen Hintergründen unserer Kollegen auseinander. Das Fernsehprogramm, das als Produkt dieser Auseinandersetzung entsteht, gehört nicht zu den schlechtesten.

Auch ARTE ist nicht entstanden, weil deutsche und französische Journalisten so wild darauf waren, miteinander zu arbeiten. Auch ARTE ist eine politisch gewollte Kooperation. 1992 gegründet als konkrete Umsetzung einer Idee der beiden Staatsmänner François Mitterrand und Helmut Kohl. Deutsche und Franzosen sollten durch ein gemeinsames Fernsehprogramm einander näher kommen. 40 % der Programme produziert für uns das französische Fernsehen, 40 % das deutsche, und die restlichen 20 % werden in Strasbourg produziert. Alle ARTE-Programme, unabhängig davon, ob sie von Deutschen oder von Franzosen hergestellt wurden, werden in Deutschland in deutscher Sprache, und in Frankreich in französischer Sprache ausgestrahlt. Inhaltlich versteht sich ARTE als europäischer Kulturkanal. Wenn ich gefragt werde, wie das denn ist, in so einem Unternehmen zu arbeiten – und ich werde es oft gefragt – dann antworte ich »Spannend, bereichernd, und mühsam. Sehr mühsam.« Weil die kulturellen Hintergründe von Deutschen und Franzosen wirklich sehr unterschiedlich sind. Ein Schlüsselerlebnis für beide ist in der Regel die ganz unterschiedliche Konferenzkultur.

Deutsche gehen gerne mit vorbereiteten Papieren in Konferenzen, um diese dort diszipliniert vorzustellen, und verabschieden zu lassen. Effi-



zientes Arbeiten nennen wir das. Für Franzosen ist so ein Vorgehen ein Grund, den Saal zu verlassen, zumindest aber sich der geforderten Zustimmung zu verweigern. Franzosen kommen ohne Vorlagen, beziehungsweise lassen sie in ihren Taschen stecken und wollen erst mal diskutieren. Dabei geht es leidenschaftlich hin und her. Anderen ins Wort zu fallen ist eher normal. Und am Ende steht dann plötzlich ein Ergebnis da, weil der Patron entschieden hat: »On le fait comme ça!« – Ganz klar auch eine Art von Effizienz. Doch bringen Sie bitte diese beiden Stile mal zusammen! Wir bringen sie zusammen, weil uns gar nichts anderes übrig bleibt, und haben dabei eine eigene Konferenzkultur entwickelt. Ich möchte sie als weniger steif als die deutsche, und als weniger ungeordnet als die französische bezeichnen.

Daß wir am Ende aller Differenzen meist gangbare Lösungen für beide finden, liegt für mich vor allem daran, daß wir in unseren Muttersprachen miteinander reden können. Jeder Mitarbeiter bei ARTE muß die Sprache der jeweils anderen Seite verstehen, darf sich aber selbst in seiner eigenen Sprache ausdrücken. ›Chaqu'un dans sa langue maternelle‹ heißt dieses Prinzip bei uns, jeder in seiner Muttersprache.

In meiner persönlichen Arbeitspraxis entscheide ich situationsbedingt, welche Sprache ich selbst spreche. So spreche ich gerne mit französischen Kollegen französisch, wenn es sich um alltägliche, unverfängliche Kontexte handelt. Sind es aber komplexere, wichtige Zusammenhänge, die ich erläutern möchte, bei denen es auf Präzision, auf jedes Wort ankommt, wenn ich überzeugen möchte, dann spreche ich grundsätzlich Deutsch. Meine französischen Kollegen verstehen in der Regel genau, was ich ihnen sage, auch wenn sie selbst nicht in der Lage wären, entsprechend exakt auf Deutsch sich auszudrücken. Wenn sie mir dann in ihrer Sprache, auf Französisch, antworten, funktioniert das umgekehrt genauso. Außenstehende, die zum ersten Mal Zeuge dieser Art von Kommunikation werden, sind häufig fasziniert davon. Was wir uns dabei zunutze machen, ist die Tatsache, daß unser passiver Wortschatz einer Fremdsprache im Allgemeinen ungleich höher ist als der aktive. Mein französisches Gegenüber kann zu seiner Argumentation aus dem gesamten Reichtum der Sprache Molières schöpfen, und ist nicht beschränkt auf den ihm zur Verfügung stehenden Wortschatz der Fremdsprache Deutsch – und ich verstehe ihn.

Würden wir alle nur Französisch miteinander reden, etwa, weil wir uns in Strasbourg auf französischem Boden befinden, dann ginge das, genau

aus diesem Grunde, in der Summe zu Lasten der Deutschen. Auch wenn wir in der anderen Sprache noch so gut sind, die Franzosen wären die natürlichen Wortführer. Wir würden sie zwar gut verstehen, aber seltener als jetzt auf gleicher Augenhöhe gehalten. Dem Programm würde man das ansehen. Und wenn wir Englisch als unsere ›Business-Sprache‹ wählen, Fremdsprache für beide, und angeblich Weltsprache? Das, behauptete ich, sähe man dem Programm noch deutlicher an. Weil es zu einer kulturellen Verarmung in unserer Zusammenarbeit führen würde. Sprache transportiert Kultur. Doch das Englisch, das heute – zumindest im Westen – fast jeder kann, hat nichts mehr zu tun mit der Sprache Shakespeares. Es ist eine reduzierte Sprache, die Kontexte reduziert beschreibt. Und Erfahrungs-Dimensionen, die in unseren Sprachen selbst verborgen sind, würden weniger ausgedrückt, und somit auch in den Programmen von ARTE weniger offenbart. Nehmen Sie das als mein Plädoyer dafür, die Sprache der Nachbarn zu lernen. Denn nur so kommen wir wirklich zusammen, können unseren eigenen Aktionsraum erweitern und Gemeinsames schaffen.

Doch längst nicht alle an unserer deutsch-französischen Grenze sind von der Sinnhaftigkeit dieses Bemühens überzeugt. Und hier in Görlitz-Zgorzelec mag es nicht anders sein. Als an den Schulen entlang des Oberrheins Französisch als erste Fremdsprache, und Englisch erst zwei Jahre später eingeführt werden sollten, waren viele Eltern dagegen. Trotzdem hat sich mittlerweile beidseits des Rheins ein Schultyp herausgebildet, der als Erfolgsmodell bezeichnet werden kann: Das Gymnasium, beziehungsweise Lycée, mit Abi-Bac.

Das Einstein-Gymnasium in Kehl zum Beispiel, an dem man parallel das deutsche Abitur und das französische Baccalauréat ablegen kann. Barbara Dupuis, die Fachbereichsleiterin für Französisch, verweist auf die Vorteile: »Es geht um viel mehr als nur darum, die andere Sprache gut zu sprechen. Die Schüler kennen sich danach auch bestens aus in französischer Landeskunde und Literatur, was sie dann häufig fortsetzen in deutsch-französischen Studiengängen, von denen es mittlerweile über 100 gibt.« Studiengänge mit abwechselnden Studienaufenthalten in Deutschland und Frankreich. Und wenn man Frau Dupuis fragt, was denn das am Ende bringt, dann lacht sie ein wenig so, als hätte man eine dumme Frage

gestellt, und antwortet: »Danach können Sie sich auf zwei Arbeitsmärkten bewerben.« – Vielleicht gar keine schlechte Idee, in diesen Zeiten. Als ich vor einem halben Jahr im Zusammenhang mit Ihrer Kulturhauptstadt-Bewerbung in Görlitz war, fielen mir natürlich Parallelen der Situation hier an der Neiße mit der unseren am Rhein auf. Eine davon: Das Kulturhauptstadtprojekt Brückenpark. Wir hatten im letzten Jahr gerade ein ähnliches Projekt mit dem Namen *Les deux rives*, die zwei Ufer, realisiert.

Kehl war Austragungsort der baden-württembergischen Landesgartenschau geworden, die am Rheinufer stattfand. Und die Strasbourger haben am anderen Rheinufer mitgemacht. Beide Rheinufer zusammenstellen heute eine wunderbare Erholungslandschaft dar. Und damit nicht die Franzosen nur auf der Strasbourger, und die Deutschen nur auf der Kehler Seite flanieren, wurde nach den Plänen des Pariser Architekten Marc Mimram über den hier sehr breiten Rhein eine wunderschöne Fußgängerbrücke gebaut. Auf dieser Brücke steht manchmal Edgar Bassler, der Redaktionsleiter der *Kehler Zeitung*. Er schaut runter auf den Rhein, nach Deutschland und nach Frankreich, und dann »schaudert's« ihn. »Da zu stehen,« sagt er, »ist ein ganz besonderes Gefühl.« Ich erzähle Ihnen davon jetzt am Schluss auch noch, zum Einen weil es mir selbst oft so geht wie Bassler. Zum Anderen aber auch, weil es eine letzte Facette festhält vom Lebensgefühl in diesem »Petite Europe«, dem Kleinen Europa hier an der Grenze, dem Europa im Alltag. Es ist nämlich nicht so, daß durch das Miteinander im Alltag der Sinn für die Unterschiede zwischen uns Völkern verloren geht. Das Gegenteil ist der Fall: Er wird geschärft. Und es ist auch nicht so, daß durch die Tatsache, daß wir in diesem Raum heute als Nachbarn, Kollegen oder Freunde zusammenleben, die Geschichte keine Relevanz mehr hat. Sie ist hier viel präsenter als anderswo. Und sie ist es, die den Schauer verursacht, den wir auf der Brücke manchmal wahrnehmen. Weil wir, bei allen Alltags-Selbstverständlichkeiten, in diesen Momenten spüren, was es bedeutet, Jahrhunderte des Hasses, der Kriege und Zerstörungen tatsächlich überwunden zu haben. Und in diesen Momenten weiß ich auch, was Europa ist.

## Resümee

## Impulse bei der Europäisierung im Alltag am Beispiel Strasbourg/Kehl

1. Problemdruck, der sich auf beiden Seiten der Grenze bezüglich eines gemeinsamen Themas stellt: Starke Belastungen durch Emissionen führen zu ersten lösungsorientierten institutionellen Kontakten auf beiden Seiten.
2. Abbau der Grenzkontrollen auf der Grundlage des Schengener Abkommens vom 14. Juni 1985. Erstmals wird es möglich, sich im Grenzraum wie in einer zusammenhängenden geographischen Einheit zu bewegen.
3. Einführung der gemeinsamen Währung EURO zum 1. Januar 2002. Vergleichbarkeit der Preise führt zu spürbaren Veränderungen im Kaufverhalten der Menschen im Grenzgebiet. Gekauft wird jetzt immer häufiger gezielt in dem Land, in dem der jeweilige Artikel am günstigsten ist. Strasbourg und Kehl wachsen – aus Verbraucherperspektive – zu einem gemeinsamen Markt zusammen. Folgen:
  - Deutliche Veränderungen auf der Angebotsseite. Produktpaletten werden den über die Grenze kommenden neuen Käufergruppen angepasst.
  - Verkaufspersonal beginnt die Sprache des jeweils anderen Landes zu erlernen.
4. Politisch gewollte Kooperationen wie die Gründung des deutsch-französischen Fernsehsenders ARTE oder die gemeinsame Ausrichtung der baden-württembergischen Landesgartenschau als *Jardin des deux rives*; die gemeinsame Arbeit in einem Unternehmen (ARTE) oder an einem Projekt (*Jardin des deux rives*) macht die intensive Auseinandersetzung mit Sprache, Alltag und Kultur der Menschen im jeweils anderen Land unumgänglich.

## Impulse durch ›weiche Faktoren‹:

5. Grenzüberschreitender Austausch und Kooperationen von Institutionen in beiden Ländern (z.B. Polizei in Strasbourg und Kehl),
6. Austausch- und Förderprogramme, die mit finanziellen Zuwendungen verbunden sind (z.B. Interreg-Programme); entsprechende Programme ohne finanzielle Anreize werden kaum angenommen,

7. Kulturangebote, die sich an Bürger aus beiden Ländern richten (Theater, Oper, etc.),
8. Verkehrsinfrastruktur (Flughafen, Bahnnetze) Impulse durch ›treibende Kräfte,
9. Programme zur Förderung der Zweisprachigkeit im schulischen und außerschulischen Raum,
10. Informations- und Beratungsstellen für grenzüberschreitende Fragen;
11. Eurodistrikt-Gruppen.